

Predigt zu Neujahr 2023 zu Lukas 4, 16-21

Liebe Gemeinde,

im Alten Israel gab es auch so etwas Ähnliches wie einen Lockdown, allerdings ohne Ausgangsbeschränkungen. Alle fünfzig Jahre gab es das sogenannte Jobel- oder Jubeljahr. In diesem Jahr wurden alle Schulden erlassen. Alle Felder, die jemand aus Not verkauft hatte, mussten zurückgegeben werden. Alle Sklaven erhielten ihre Freiheit. Alles Land durfte in diesem Jahr nicht bebaut werden, damit es sich von der Nutzung durch den Menschen erholen konnte.

Es ist nicht sicher, ob diese Regelung jemals wirklich beachtet worden ist. Denn schon im Alten Israel dürfte es beispielsweise sehr schwer gewesen sein, ein Jahr lang ohne eine Ernte auszukommen und nur von den Vorräten zu leben. Auch werden die Landbesitzer, die einen großen Besitz im Laufe der Jahre angesammelt hatten, nicht begeistert gewesen sein, ihr Eigentum an die Vorbesitzer zurückzugeben. Vielleicht war und ist dieses Jubeljahr auch eher eine Utopie, eine Vorstellung von einer geheilten Welt, eine Idee von einer Welt, in der Mensch und Natur wieder zu sich selbst zurückfinden können.

Stellen wir uns dennoch einmal vor, wie das bei uns wäre. Sicherlich müsste man die sog. systemrelevanten Berufe wie den Gesundheitsdienst und die Energieversorgung von den Regelungen des Jubeljahres ausnehmen. Aber sonst wäre es so, dass alle Menschen in den Jahren zuvor so viele Rücklagen hätten bilden können, dass sie ein Jahr lang nicht zu arbeiten brauchten. Wie schön wäre das! Weltreisen könnte man keine machen, weil natürlich auch die Flughafenbediensteten oder die Kapitäne der Kreuzfahrtschiffe in der Jubeljahrespause nicht arbeiten. Aber man hätte viel Zeit für sich, für die Familie, für die Dinge, die sonst immer liegenbleiben. Die Natur könnte sich erholen. Während des Lockdowns, so hörte ich, konnte man in den Kanälen von Venedig wieder Fische schwimmen sehen, was vorher und nachher nicht möglich war und nun wieder ist. Der Himmel würde wieder klarer, weil keine Flugzeuge fliegen und keine Industrieschornsteine rauchen. Diejenigen, die in eine Schuldenfalle hineingeraten sind, brauchten nicht mehr sechs Jahre in der Privatinsolvenz auszuharren, sondern wären ihre Schulden gleich los. (Übrigens ist diese Regelung in meinen Augen von dem Jubeljahr inspiriert.) Es ist eine Utopie und man kann natürlich sehr viele Einwände dagegen vorbringen, dass so etwas nicht praktikabel ist. Aber das Jubeljahr ist eine Idee, wie die Welt sein könnte, wenn wir nur alle wollten. Es ist eine Utopie von einer Welt,

in der Natur und Menschen zu sich zurückfinden und wieder eins werden mit sich selbst und auch miteinander.

Eine Utopie hat vom Sinn des Wortes her keinen Ort in dieser Welt. Der Evangelist Lukas erzählt uns aber, dass Jesus am Anfang seines Wirkens dieser Utopie einen Ort gibt. Er übernimmt in der Synagoge seines Heimatortes den Dienst, die Lesung zu halten. Er schlägt das Buch des Propheten Jesaja auf und liest dort eine Stelle aus dem 61. Kapitel. Da ist von einem Mann die Rede, der von Gott in besonderer Weise herausgehoben worden ist. Gott hat ihm seinen Geist geschenkt und ihm zum Zeichen seiner Beauftragung so gesalbt, die wie die Könige im Alten Israel gesalbt worden sind. Er ist beauftragt, die frohe Botschaft von der Herrschaft Gottes zu verkündigen. Er soll den Gefangenen predigen, dass sie frei sein sollen, den Blinden, dass sie sehen sollen, denen, die am Boden liegen, dass sie befreit sein sollen von allem, was sie niederdrückt. Er soll also nichts anderes tun, als dieses Jubeljahr, das Gnadenjahr Gottes auszurufen.

Lukas berichtet uns, dass Jesus diese Stelle in einer Weise vorgetragen hat, dass sie Zuhörer ahnten, dass da noch mehr kommen müsse. Obwohl er sich schon wieder hingesetzt hat, sehen alle auf ihn. Da übernimmt er den Dienst der Auslegung dieser Stelle und verkündigt: „Heute ist dieses Wort der Schrift erfüllt vor euren Ohren.“ Jesus ist also der, der von Gott gesandt und gesalbt ist, das Jubeljahr auszurufen. Mehr noch: Mit seinem Auftreten hat das Jubeljahr begonnen. Die Utopie einer Welt, in der Mensch und Natur zu sich selbst kommen und heil werden, verwirklicht sich mit Jesus Christus. Durch ihn bekommt die Utopie, die eigentlich keinen Ort hat, einen Ort.

Liebe Gemeinde, wir hören diesen Text heute am Neujahrsmorgen als das Evangelium für den ersten Tag des Jahres. Darin liegt etwas, was einen froh und zuversichtlich in das neue Jahr schauen lässt. Das neue Jahr wird zwar sicherlich kein Jubeljahr im biblischen Sinne werden. Sollte tatsächlich alles zum Erliegen kommen, wird es eher an einer Energieknappheit liegen als daran, dass wir bewusst uns und der Natur Ruhe geben. Aber nach den Worten Jesu steht auch das Jahr, das heute beginnt, wie alle Zukunft unter dem Vorzeichen Jesu Christi. Seit er in die Welt gekommen, seit er aufgetreten, spätestens seit der gestorben und von den Toten auferstanden ist, ist diese Welt nicht mehr so wie vorher. Mit Jesus hat die Gnadenzeit Gottes angefangen. Noch gibt es Arme, Gefangene, Kranke, Menschen, die am Boden sind. Aber seit dem Auftreten Jesu steht unsere Welt unter der Gnade Gottes – und das wird auch zeichenhaft sichtbar: Es gibt in vielen christlich geprägten Ländern ein System der Sozialfürsorge. Es gibt mit Amnesty International eine Organisation,

die sich für zu Unrecht Inhaftierte einsetzt. Es gibt beeindruckende Fortschritte, die die Medizin seit Jesus gemacht hat. Es gibt Mitmenschlichkeit. Es gibt Hilfsbereitschaft. Es gibt Menschen, die sich vom Geist Jesu anrühren lassen und in seinem Sinne die Utopie des Jubeljahres zeichenhaft Wirklichkeit werden lassen. Es gibt nicht zuletzt die Hoffnung, dass die Utopie des Jubeljahres sich eines Tages durch Gottes Gnade endgültig verwirklichen wird. In seiner unvergänglichen Welt wird es keine Gefangen mehr geben und nichts, was die Menschen daran hindert, sie selbst zu sein und zu sich zu kommen. Auch die Schöpfung wird erlöst sein.

Etwas davon werden wir auch im Jahr 2023 erleben dürfen. Denn die Utopie der Befreiung von Mensch und Natur zu sich selbst hat mit Jesus Christus begonnen, Wirklichkeit zu werden. Das bedeutet aber, dass sie zeichenhaft auch schon in dieser Welt und auch im neuen Jahr sichtbar wird.

So wird uns sicherlich manches Traurige und Schwere nicht erspart bleiben. Manchmal kann man ja froh sein, dass wir alle nicht so genau wissen, was auf uns zukommt. Aber wir haben den an unserer Seite, der das Bedrückende und Niederdrückende von uns einmal ganz und gar fortnehmen wird. Wir werden aber auch viel Frohmachendes erleben. Wir werden Zeichen der Mitmenschlichkeit sehen, wenn beispielsweise Einwohner Bad Sachsas auf die Bewohner des neuen Flüchtlingsheims erst einmal ohne Vorbehalte zugehen und ihnen helfen, sich in unserem Land ein wenig besser zurechtzufinden. Wir werden es erleben, dass der Friede eine Chance bekommt. Wenn nicht im nächsten, so doch in einem der nächsten Jahre. Wir werden es auch erleben, dass Menschen frei werden von ihrer Krankheit. Nicht zuletzt werden wir ganz Erstaunliches erleben, wenn wir denn die Augen öffnen für die Wunder, die Gott uns im Großen wie im Kleinen schenkt. Wir gehen auch im neuen Jahr in ein Jahr, das unter der Gnade unseres Gottes steht. Wir kommen auch mit dem neuen Jahr der Zeit ein Stück näher, in der sich das Gnadenjahr des Herrn als eine Utopie erweist, die durch Gottes Gnade Wirklichkeit geworden ist.

Vielleicht werden wir im neuen Jahr somit etwas erleben, wie die Geschichte, die sich laut der Redaktion von „Der andere Advent“ einmal zwischen Berlin und Leipzig in einem ICE zugetragen hat. Da ging eine Frau durch den Zug und verteilte Rosen an die Mitreisenden. Ihr Vater, sagte sie, sei der Lokführer. Er habe vierzig Jahre den Zug gefahren und dies sei nun seine letzte Fahrt. Immer habe der bedauert, dass er die Passagiere seiner Züge nie zu Gesicht bekommen hatte. Ob sie so freundlich wären, ihm nach dem Aussteigen auf dem Bahnsteig die Rose zu überreichen. Alle machten mit. Als der Zug in Leipzig einfuhr, war alles anders

als sonst. Zahllose Menschen bewegten sich in aller Ruhe auf die Lok zu, vor der sich eine lange Schlange bildete. Jeder sagte dem nach kurzer Zeit tränenüberströmten Lokführer ein gutes Wort. Schon nach kurzer Zeit war der Führerstand übersät mit Rosen. Das dreiköpfige Empfangskommando, das am Bahnsteig gewartet hatte, um dem Lokführer einen kleinen Strauß zum Abschied zu überreichen, starrte fassungslos auf die Menschenmenge und heulte dann selbst mit. Mehrere Touristen aus Fernost zückten ihre Handys und machten Fotos. Kann sein, sie erzählen jetzt zu Hause, dass es in Deutschland so wenig Bahnunfälle gibt, weil die Reisenden sich so überschwänglich bei dem Lokführer bedanken.

So ist es, wenn wir als Menschen zu uns selbst kommen. Davon werden wir auch im neuen Jahr etwas erleben. Denn auch 2023 steht unter der Gnade Gottes.

Und der Friede Gottes... Amen.